

Andy McNab • Robert Rigby
Zahltag



DIE *Andy McNab* war als britischer Geheimdienstagent weltweit
AUTOREN an militärischen Operationen beteiligt. Als er 1993 den Dienst
als Special Agent quittierte, begann er, Agententhriller zu
schreiben, und wurde damit binnen kürzester Zeit zum
Bestsellerautor. Auch in Deutschland hat er eine große Fan-
gemeinde.

Robert Rigby begann sein Berufsleben als Journalist, arbeitete
dann mehrere Jahre lang in der Musikbranche und schreibt
seither vor allem für Radio, Fernsehen und Theater.

»Zahltag« und sein Vorgängerband »Enttarnt« sind die ers-
ten Thriller, die die beiden gemeinsam für Jugendliche ver-
fasst haben.

»Eine Adrenalin ausschüttende und süchtig machende Lek-
türe!« *Publishing News*

Andy McNab/ Robert Rigby

Zahltag

Aus dem Englischen von
Andreas Brandhorst

cbt



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete fsc-zertifizierte Papier
Munken Print liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2007

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2005 der Originalausgabe Andy McNab und Robert Rigby

Die englische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Payback« bei Doubleday, an imprint of Random House
Children's Books, London

© 2007 der deutschsprachigen Ausgabe bei cbt/cbj Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Andreas Brandhorst

Lektorat: Katrin Stier

Umschlagabbildung: James Fraser

Umschlagkonzeption: init.büro für gestaltung, Bielefeld
st · Herstellung: CZ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30285-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

GEHEIMHALTUNGSSTUFE: ULTRA

SITUATIONSBERICHT

1

FERGUS WATTS

ALTER: 53

GRÖSSE: 1,80 m

PERSONENBESCHREIBUNG: Haarfarbe – grau, Augenfarbe – blau, schlank, drahtig. Besondere Merkmale: deutliches Hinken infolge Schussverletzung im rechten Oberschenkel.

HINTERGRUND: Infanterie. SAS. Stabsfeldwebel. Besondere Kenntnisse: Sprengstoff. Einsätze in: Nordirland (mit Auszeichnung), Erster Golfkrieg (mit Auszeichnung), Kolumbien. Als verdeckter Agent (»K«) für die Infiltration der revolutionären Streitkräfte Kolumbiens FARC rekrutiert. Tarnung: angeblich als Verräter für Geld zu den Rebellen »übergelaufen«.

Unser **PRIMÄRES ZIEL** hat Watts absichtlich auffliegen lassen. Wurde bei einer Schießerei mit der kolumbianischen Anti-Drogen-Polizei verletzt und verhaftet. In Kolumbien inhaftiert. Später Anführer eines Massenausbruchs. Rückkehr nach Großbritannien, genaues Datum und Route unbekannt. Lokalisiert über seinen Enkel Danny (siehe unten). Wurde gefangen genommen, entkam aber aus dem Safe House, mithilfe seines Enkels und von Elena Omolodon. *Hinweis: Einzelheiten über Elena Omolodons Verwicklung sind dem Geheimdienst unbekannt.* Zwei Beamte und ein Zivilist (Eddie Moyes, freier Journalist) kamen bei der Flucht ums Leben. Seit sechs Monaten ist Watts flüchtig.

DANNY WATTS

ALTER: 17

GRÖSSE: 1,77 m

PERSONENBESCHREIBUNG: Haarfarbe – braun, Augenfarbe – blau, schlank. Besondere Merkmale: unbekannt.

HINTERGRUND: Waise seit 6. Lebensjahr, Eltern bei Verkehrsunfall umgekommen. Mehrere Pflegefamilien, bis er nach Foxcroft kam, ein Wohnheim für Jugendliche im Süden von London. Lernte dort Elena Omolodon kennen. Beantragte ein Stipendium für die Ausbildung zum Army-Offizier. Ablehnung nach Gespräch mit dem **PRIMÄREN ZIEL**. Hatte seinen Großvater nie kennengelernt, glaubte aber an die Geschichte vom »Verräter« und fand ihn (Methode unbekannt). Half bei der Flucht von Fergus Watts. Seit sechs Monaten flüchtig. *Hinweis: Elena Omolodon wohnt noch in Foxcroft.*

ZWISCHENZIEL: Es bleibt zu ermitteln, ob außerhalb des Geheimdienstes jemand wusste, dass Fergus Watts als K arbeitete. Watts könnte weiterhin nützlich sein bei der Entlarvung des **PRIMÄREN ZIELS**.

1

Big Ben schlug 12 Uhr, als er den Parliament Square überquerte. Die Frühlingssonne war warm, fast heiß, aber er ließ den Reißverschluss seiner nagelneuen Daunenjacke bis zum Hals geschlossen. Die Sirene eines Streifenwagens erklang, und er drehte sich um und beobachtete, wie der Fahrer den Wagen geschickt durch das Verkehrschaos in Richtung Westminster Bridge lenkte.

Er fühlte eine Mischung aus Sorge und freudiger Erregung. Endlich tat er etwas Wichtiges, Bedeutungsvolles. Er lächelte, als er am Fußgängerübergang wartete, und hielt dabei die Enden der grünen Gartenschnur fest in seiner rechten Hand. Um sich zu beruhigen.

Als die Ampel für Autos auf Rot umsprang und das grüne Männchen aufleuchtete, überquerte er die Straße zusammen mit den anderen Fußgängern. Japanische Touristen gingen mit auf Armeslänge ausgestreckten Camcordern und sahen auf die kleinen LCD-Schirme, während sie die eindrucksvollen, prächtigen Gebäude filmten. Motorradkurierere ließen die Motoren aufheulen und warteten ungeduldig darauf, dass es für sie wieder Grün wurde.

Er gesellte sich der Schlange vor St. Stephen's Entrance hinzu, dem öffentlichen Zugang zu den Houses of Parliament. Bewaffnete Polizisten beobachteten gelassen, wie sich die vielen Besucher langsam in Richtung der breiten Tür schoben, hinter der etwa fünfzehn Meter im Inneren des Gebäudes ein

Durchleuchtungsgerät und der Metalldetektor den Flur versperrten.

Vor ihm stand eine kleine Gruppe junger Frauen, einige von ihnen mit Babys in Tragebeuteln. Sie hielten Flugblätter in den Händen, die vor den gesundheitlichen Gefahren einer neuen Mülldeponie warnten, und sprachen aufgeregt über die bevorstehende Begegnung mit ihrem Parlamentsabgeordneten.

Die Warteschlange lag in der prallen Sonne und Schweißperlen bildeten sich auf seiner Oberlippe, aber trotzdem ließ er die dicke Jacke geschlossen. Er sah adrett aus: Das Haar war gut gekämmt, die Hose perfekt gebügelt und die schwarzen Schuhe glänzten neu.

Ein Schweißtropfen rann ihm von der Schläfe über die Wange, als er sich umdrehte und einigen Rentnern, die sich hinter ihm anstellten, höflich zulächelte. Die Frauen trugen ihre besten Kleider und leichte Mäntel, die Männer Blazer, auf deren Brusttasche die alten Regimentsinsignien genäht waren. Darüber steckten stolz die auf Hochglanz polierten Medaillen.

»Bist du auch zu einer Besichtigungstour hier?«, fragte einer der Männer, zog eine Einladung aus der Blazertasche und entfaltete das Blatt Papier, auf dem der Briefkopf des britischen Unterhauses eingeprägt war: HOUSE OF COMMONS.

»Nein«, antwortete er leise.

»Wie alt bist du, mein Junge?«, fragte der Mann.

»Siebzehn.«

Der Mann nickte anerkennend. »Freut mich, einen jungen Burschen zu sehen, der sich für Politik interessiert«, sagte er. »Ist heutzutage mal was anderes.«

»O ja«, sagte er und befühlte die Schnur in seiner Hand.

»Ich interessiere mich sehr für Politik.«

Er drehte sich wieder um, als die Schlange zur großen Tür vorrückte. Im breiten Flur dahinter standen zu beiden Seiten Statuen von Staatsmännern aus verschiedenen Jahrhunderten. Reporter und Besucher, die den öffentlichen Bereich betreten wollten, zeigten ihre Ausweise, legten ihre Aktenkoffer und Taschen auf den Röntgenapparat und gingen dann durch den Metalldetektor.

Ein Sicherheitsbeamter in weißem Hemd hielt die Gruppe junger Frauen an und fragte nach dem Zweck ihres Besuchs. Sie nannten den Namen ihres Abgeordneten und durften dann in Richtung der Sicherheitskontrollen in den Flur gehen.

Die neuen Schuhe drückten ein wenig und rieben an den Fersen, aber nichts konnte seine Freude trüben, als er über die alte Schwelle des Parlaments trat. Ein Sicherheitsbeamter wartete auf ihn. »Und was führt Sie hierher?«

Er lächelte und flüsterte ein einzelnes Wort: »Märtyrertod.«

Der Beamte beugte sich näher. »Wie bitte? Wie lautete der Name?«

Er antwortete nicht und zog abrupt an der Schnur, die seinen Arm hinaufreichte. St. Stephen's Entrance verwandelte sich in ein Inferno aus fliegendem Glas, geborstenen Statuen und zerfetzten menschlichen Körpern.

2

Furchtbares Blutbad

Diese aus zwei Worten bestehende Schlagzeile prangte auf einem Foto, das die ganze erste und letzte Seite der *Sun* beanspruchte.

Das Bild zeigte einen kreidebleichen Minister, der einer verwirrten, blutüberströmten Überlebenden aus den Trümmern des zerstörten St. Stephen's Entrance half. Sie traten über den verdreht daliegenden Leichnam eines Opfers hinweg. Der Minister starrte ungläubig vor sich hin. Seine Jacke war zerrissen, und am Kopf trug er einen blutigen Verband, dessen Ende auf die Schulter baumelte.

Acht weitere Seiten waren allein dem gewidmet, was die Zeitung den »Bombenanschlag im Parlament« nannte.

Fotos zeigten eingestürzte Mauern, Glassplitter, verbotenes Metall, den körperlosen Kopf einer steinernen Statue und einen glänzenden schwarzen Schuh. Schwer bewaffnete Polizisten standen an hastig errichteten Absperrungen. Rettungssanitäter schleppten Verletzte auf Tragen zu den Krankenwagen. Ein erschöpfter Feuerwehrmann lehnte mit Tränen im Gesicht an der Wand. In Weiß gekleidete Spezialisten von der Spurensicherung suchten im Chaos nach Hinweisen.

Es gab Fotos von Überlebenden und Fotos von Toten: Leichen lagen im Staub. Zugezogene Leichensäcke bildeten eine lange Reihe.

Unmittelbar nach dem Bombenanschlag war in den Fernseh- und Radionachrichten von hundertfünfzig bis zweihundert Toten die Rede gewesen, doch in den nächsten Stunden stellte man die Anzahl der Toten mit vierundsechzig fest. Mehr galten als vermisst und noch viel mehr rangen in den Krankenhäusern um ihr Leben.

Der Selbstmordattentäter wurde schnell identifiziert: Man fand seine Schülerkarte für die Bahn fünf Meter vom Ort der Explosion entfernt. Doch die Karte konnte das grässliche Geschehen nicht erklären, sondern machte alles nur noch rätselhafter. Denn Zeenan Khan war kein internationaler Terrorist oder »Schläfer« gewesen, eingeschleust aus einer Terroristenbrutstätte in Afghanistan oder dem Nahen Osten, der nur darauf wartete, auf Befehl zuzuschlagen.

Zeenan war ein siebzehn Jahre alter Oberstufenschüler aus dem Norden Londons gewesen. Er war pakistanischen Ursprungs und Moslem, aber in England geboren und aufgewachsen. Er *war* Engländer. Über seinem Bett hing ein Arsenal-Schal und Poster aus dem »Loaded«-Magazin schmückten die Wände seines Zimmers.

Von seiner am Boden zerstörten Familie hieß es, dass sie zu sehr litt, um mit der Presse sprechen zu können. Sie verbarg sich vor der Öffentlichkeit, aber Nachbarn beschrieben sie als »unpolitisch« und »stolz darauf, Briten zu sein«.

Einige Fotos zeigten Zeenan in seiner Schuluniform. Der Schulleiter war »schockiert« und konnte kaum glauben, dass der Selbstmordattentäter wirklich der vernünftige Schüler gewesen war, der bereits viele ausgezeichnete Prüfungen abgelegt und hart für seinen Schulabschluss gearbeitet hatte.

Irgendwie war es allen Zeitungen gelungen, ein Foto der Familie aufzutreiben: Mutter, Vater, drei Kinder – Zeenan der Älteste –, alle lächelnd, glücklich und stolz.

Er war ein »ganz normaler Junge«, meinte ein Nachbar, der ungenannt bleiben wollte. »Ein ruhiger Junge«, sagte jemand anders. »Blieb für sich, war aber immer höflich und nie in Schwierigkeiten.«

Politiker, Community Leader und religiöse Oberhäupter wurden zitiert. Alle riefen zu Ruhe und Besonnenheit auf.

Aber trotz der vielen Hintergrundinformationen, Kommentare und Zitate blieben zwei wesentliche Fragen unbeantwortet: Wie hatte ein siebzehnjähriger Schüler einen Sprengapparat konstruiert oder erhalten, von dem man glaubte, dass er mit denen identisch war, die Extremisten an Orten wie Jerusalem oder Bagdad verwendeten? Und warum hatte Zeenan Khan, ein Junge mit Zukunft, entschieden, bereitwillig in den Tod zu gehen?

Der Bombenanschlag in London bestimmte überall auf der Welt die Schlagzeilen und dominierte auch die Fernsehnachrichten. Am Rand einer Straße zwischen Badajoz und Huelva in Südspanien tranken zwei Bauarbeiter Tee. Sie stammten aus London, waren Mitte zwanzig und lasen eine am Morgen in Madrid gedruckte Ausgabe der *Sun*.

»Unglaublich«, sagte Paul, als er die Seite überflog. »Hier steht, dass er mindestens sieben Kilo Sprengstoff an sich trug. Was wird aus der Welt, wenn sich junge Leute, die nicht älter sind als Dean hier, einfach so in die Luft jagen?«

»Aber sie sind eben nicht so wie Dean«, entgegnete sein Kumpel Benny, dessen Cockney-Tonfall sich eher so anhörte, als würde er Obst und Gemüse an einem Stand im Londoner East End verkaufen. »Sie sind anders, die Moslems. Sie haben eine andere Mentalität, eine andere Einstellung zu Leben und Tod. Wir werden sie nie verstehen.«

Die beiden Bauarbeiter saßen an einer Teebude neben der

in der Sonne glühenden Straße. Das Ganze ließ sich nicht mit den mobilen Cafés und Imbissstuben an britischen Straßenrändern vergleichen, sondern war eine eher improvisierte Angelegenheit. Eine Segeltuchplane schützte einige Klapptische vor der heißen spanischen Sonne. Auf den Tischen standen ein gasbetriebener Grill, Kochplatten und ein Heißwasserbehälter. Zwei britische Flaggen hingen schlaff an den Verlängerungen der Stangen, welche die Plane hielten.

Paul und Benny – und alle anderen, die danach fragten – kannten den Inhaber der Teebude als Frankie, einen gut fünfzig Jahre alten Engländer. Ihm half sein junger Neffe Dean, der nach der Schule ein Jahr im Ausland verbringen wollte.

So lautete die Story. Mit der Wahrheit hatte sie kaum etwas zu tun.

Jeden Abend nach dem Geschäft luden Frankie und Dean die mobile Teebude auf einen gebrauchten Toyota-Pick-up und wiederholten auf dem Heimweg zu ihrem gemieteten Haus in Valverde del Camino die übliche Antiüberwachungs-routine. Die Route zurück zum Haus war ruhig und wurde kaum benutzt, aber Frankie beachtete alle Geschwindigkeitsbegrenzungen, sah immer wieder in den Rückspiegel und merkte sich die Fahrzeuge, die ihnen folgten. Einige Kilometer vor dem Ort hielt er am Straßenrand und ließ die Autos hinter ihnen vorbeifahren. In der kleinen Stadt sah sich Frankie erneut nach jenen Fahrzeugen um und überprüfte, ob eins von ihnen in der Nähe des Hauses parkte.

Es war leicht gewesen, ein Dach über dem Kopf zu finden. Sie hatten Bargeld, der Hauseigentümer wollte vermieten und scherte sich nicht um Lästiges wie Referenzen. Erst in der Sicherheit des weiß getünchten Hauses nahmen Frankie und Dean wieder ihre wahre Identität an: Fergus Watts und sein Enkel Danny.

Vor sechs Monaten hatten sie England zum letzten Mal gesehen und insbesondere für Danny waren es lange sechs Monate. Sechs Monate mit einem falschen Namen, der ihm immer mehr in Fleisch und Blut überging. Sechs Monate, in denen die Furcht vor einem Hinterhalt oder einem Angriff langsam nachließ. Sechs Monate, in denen er sich an ein anonymes Leben gewöhnt hatte. Sechs Monate, in denen er jeden Tag von der Rückkehr nach Hause geträumt hatte.

Doch das war unmöglich – fürs Erste jedenfalls.

Sie mussten warten. Und aufpassen. Und die Sicherheitsmaßnahmen ergreifen, die Fergus während seiner Zeit beim SAS gelernt hatte. Derzeit blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit einer Lüge zu leben, als Frankie und Dean. Sie kochten und brieten, servierten Tee und Kaffee und hörten dabei den Gesprächen anderer Leute zu. Über Fußball. Über das Wetter. Über Terroranschläge im Herzen von London.

»Die Sache ist nämlich so, Paul: Der elfte September hat die Welt verändert«, sagte Benny und setzte die hitzige Diskussion mit seinem Freund fort. »Der Terrorismus hat eine neue Dimension gewonnen. Denk nur an die anderen Selbstmordattentäter, zum Beispiel die tschetschenischen Schwarzen Witwen: Sie sind nicht nur bereit, für ihre Sache zu sterben, sie *wollen* dafür sterben. Für sie ist es eine heilige Sache, ein... ein...« Er suchte nach dem richtigen Wort.

»Ein Dschihad«, sagte Frankie und sah von der Kochplatte auf.

»Ja, das ist der richtige Ausdruck«, bestätigte Benny. »Dschihad.« Er sah Frankie an. »Was halten Sie von dieser Sache, Frankie?«

»Fragen Sie mich nicht«, sagte Frankie und widmete sich wieder der Kochplatte. »Ich koche nur.«

»Aber Sie müssen doch eine Meinung haben«, schnapp-

te Paul und knallte den leeren Teebecher auf den Tisch. »Ich find's abscheulich. Schlimmer noch, unmenschlich. Es ist Mord, kaltblütiger Mord. Man sollte sie alle zusammentreiben und erschießen.«

Dean schob den Deckel auf den Heißwasserbehälter und richtete einen finsternen Blick auf den jungen Bauarbeiter. »Sie meinen, man sollte sie ermorden?«

Paul erwiderte den verärgerten Blick für einen Moment und sah zu seinem Kumpel, bevor er sich mit einem Lächeln an Dean wandte. »Ja, du hast recht. Damit würden wir uns auf ihr Niveau hinabgeben, nicht wahr? Und dazu sind wir zu zivilisiert. Schieb noch einen Tee rüber, Dean.«

Bevor Dean den leeren Becher nehmen konnte, klingelte das Handy des Bauarbeiters. Der Mann zog es aus der Tasche seiner abgeschnittenen Jeans, brummte ein kurzes »Hallo« und trat für das Gespräch von den Tischen fort.

»Mach dir nichts draus«, sagte Benny zu Dean. »Wenn's um solche Dinge geht, regt er sich mächtig auf.«

Dean bemerkte, dass Frankie ihm einen Blick zuwarf, der so viel bedeutete wie: *Lass es gut sein*. Er nickte Benny nur zu und schwieg.

Benny lachte. »Das ist vermutlich seine Freundin, die ihm die Hölle heiß macht, weil er hier ist. Gib mir besser auch noch einen Tee, Dean. Sie hält ihn stundenlang am Telefon.«

3

Marcie Deveraux wirkte ruhig und gelassen, als sie einen Coffee-Shop betrat und sich bei den Leuten anstellte, die darauf warteten, ihre Bestellung aufzugeben. Doch sie war nervös: Die Geheimoperation, um die sie sich monatelang gekümmert hatte, stand kurz vor einem unrühmlichen Ende, und offenbar konnte sie nichts dagegen tun.

Sie nahm die Designer-Sonnenbrille ab und beobachtete die draußen vorbeigehenden Fußgänger. Nichts Verdächtiges. Sie bestellte einen Milchkaffee, nahm Platz, trank einen Schluck und holte dann ihren Xda hervor, der sowohl Handy als auch Organizer war. Nach der Herstellung der Verbindung verlor sie keine Zeit mit Smalltalk. »Ich komme rein. Fünf Minuten.«

Deveraux verließ das Café und ging in Richtung Pimlico. Bald erreichte sie eine Straße, wo Reihen dreistöckiger Stadthäuser um ihre eigenen privaten Gärten gruppiert waren. Sie drückte ein schwarzes Eisentor auf und ging über einen gepflasterten Pfad. Die roten Samtvorhänge am Fenster links von der Haustür waren schmuck und respektabel. Wer nahe genug ans Fenster herantrat, um einen Blick durch die Gardinen zu werfen, hätte eine schicke Couchgarnitur und einen guten Teppich gesehen. Aber es gab keine teuren Fernseh- oder Hi-Fi-Geräte, die vielleicht ehrgeizige Einbrecher angelockt hätten.

Es trennten Deveraux noch drei Schritte von der Tür, als es leise summte und die Riegel zurückglitten. Sie trat ein und

schloss die Tür hinter sich, woraufhin die drei Stahlriegel in ihre ursprüngliche Position zurückkehrten.

Von außen und durch das Fenster neben dem Eingang gesehen, schien sich das Haus nicht von den anderen in der Straße zu unterscheiden. Doch das Wohnzimmer mit der Couchgarnitur und dem Teppich war nur eine Fassade der Normalität.

Im Rest des Hauses sah es ganz anders aus. Der Anstrich im Flur war alt und verblasst, der Teppich abgewetzt, die Luft verbraucht und muffig, als wären die Fenster seit Jahren nicht geöffnet worden. Das waren sie tatsächlich nicht. Alle Fenster im Haus waren festgeschraubt – sie konnten nicht geöffnet werden. Nur im Wohnzimmer fand Tageslicht einen Weg ins Gebäude. Im Rest des Hauses gab es nur künstliches Licht. Bei allen anderen Fenstern waren die innen liegenden Fensterläden geschlossen und gesichert.

Es war ein »Safe House« des Secret Service MI5, ein geheimer Stützpunkt des Sicherheitsdienstes, der Organisation, die Großbritannien vor Terroristen, Spionen und Verrätern schützt. Dieses Safe House stellte etwas Besonderes dar und war nur wenigen Personen im Geheimdienst bekannt. Aber man hatte es auf einen großen Fisch abgesehen, und Marcie Deveraux war insgeheim vom MI6 abgeordert worden, um diesen großen Fisch zu fangen.

Sie ging an der Treppe vorbei zu einem Hinterzimmer, von dem aus man in die Küche gelangte, und sofort fiel ihr der scharfe Geruch von Tomatensuppe und verbranntem Toast auf. Zwei Männer Ende zwanzig – einer mit langen Locken und der andere mit einer blauen Beanie-Mütze – saßen an einem hölzernen Klapp Tisch. Sie waren der Tür zugewandt und ihre Blicke galten drei Monitoren auf dem Tisch. Kopfhörer bedeckten ihre Ohren.

Die drei Monitore und der vierte Bildschirm über der Küchentür blieben völlig stumm. Das einzige Geräusch kam von den eingebauten Lüftern, welche die Monitore und vielen anderen Geräte im Zimmer kühlten.

Der langhaarige Mann sah zu Deveraux auf und zog eine Seite des Kopfhörers aus der Menge der Locken. »Er wird in etwa zehn Minuten hier sein, Ma'am.«

Deveraux nickte und bemerkte die bewundernden Blicke der beiden jungen Männer. Sie war daran gewöhnt. Mit ihrer Haut so schwarz wie Ebenholz, ihrem hinreißenden Aussehen und ihrem ausgezeichneten Geschmack in Bezug auf Kleidung hätte man sie für ein Supermodel halten können. Sie sah kurz zum Bildschirm über der Küchentür auf. Sky News berichtete aus dem Parlament über die aktuelle Fragestunde des Premierministers.

Die beiden Wachleute richteten ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Monitore und tauchten Toaststreifen in ihre Becher mit Suppe. Deveraux ging um den Tisch herum, nahm einige alte Zeitschriften von einem Klappstuhl, setzte sich neben den Lockenkopf und sah ebenfalls auf die Bildschirme.

Die drei Schwarz-Weiß-Fernseher zeigten unterschiedliche Orte. Die Darstellung des am weitesten entfernten Geräts war in sechs Bildschirmfenster unterteilt und in jedem war ein anderer Bereich außerhalb des Hauses zu sehen.

Die beiden näheren Monitore fand Deveraux weitaus interessanter. Einer zeigte in vier Bildschirmfenstern verschiedene Zimmer eines exklusiv wirkenden Apartments. Der Eigentümer wusste nichts von den Glasfaserlinsen, die dort angebracht waren, wo Wände und Decke aufeinanderstießen.

In dem Apartment hielt sich niemand auf, doch Einrichtung und Ausstattung wiesen darauf hin, dass es sich nicht um eine Familienwohnung handelte. Die Zimmer waren ta-

dellos in Ordnung, alle Dinge exakt an ihrem Platz. Es wirkte fast zu perfekt, wie ein Bild aus einem glänzenden Lifestyle-Magazin für gehobene Ansprüche.

Der nächste Monitor zeigte nur einen Raum, den Deveraux gut kannte. Die verborgenen Linsen in jenem Zimmer gehörten zur Verkabelung der beiden an der Wand hängenden Plasmafernseher. Der Raum war das Büro von Deveraux' Vorgesetztem beim MI6, George Fincham.

George Fincham, Leiter der Sicherheitsabteilung. George Fincham, dessen Apartment auf dem mittleren Monitor zu sehen war. George Fincham, der das eigentliche Ziel von Deveraux' aktueller Mission war. George Fincham, der Verräter.

Der Sicherheitsdienst wusste seit Jahren, dass Fincham ein Verräter war. Seine Aktivitäten reichten fast ein Jahrzehnt zu seiner Zeit als Mitarbeiter der britischen Botschaft in Bogotá, Kolumbien, zurück. Er hatte den Drogenhändlern der FARC Informationen über gegen sie geplante Einsätze zugespielt und damit ein Vermögen von schätzungsweise zwölf Millionen Pfund angehäuft, der größte Teil davon auf ausländischen Bankkonten versteckt. Mit den Zinsen waren daraus wahrscheinlich bereits fünfzehn Millionen geworden.

Der Sicherheitsdienst wollte diese fünfzehn Millionen, unbedingt. Das Geld sollte für die Finanzierung von »schwarzen Einsätzen« verwendet werden, für die illegale, heimliche Arbeit, die die Regierung weder offiziell billigen noch öffentlich bestätigen und schon gar nicht finanzieren konnte. Deveraux war beauftragt, das Geld zu beschaffen – mit der diskreten Hilfe des MI5 –, aber ohne Fincham öffentlich als Verräter bloßzustellen. Das wäre zu peinlich gewesen, für den Geheimdienst *und* für die Regierung.

Als Deveraux auf den Monitor sah, öffnete sich die Tür des Büros, und Fincham trat ein. Er war so elegant wie immer.

Blond, Mitte vierzig, in einen schicken dunkelblauen Anzug gekleidet, dazu eine vanillegelb und rot gestreifte MCC-Krawatte. Durch und durch Gentleman, vom Scheitel bis zur Sohle ein hochrangiger Staatsbeamter. Er nahm am Schreibtisch Platz und holte sein Handy hervor.

Der junge Mann mit dem Lockenkopf vergewisserte sich, dass jedes Wort von Fincham aufgezeichnet wurde. Deveraux klopfte an den kleinen Lautsprecher auf dem Tisch und Locke betätigte einen Schalter.

Fincham gab eine Telefonnummer ein und sah zu den Plasmafernsehern. Sein Blick galt den Schlagzeilen der Weltnachrichten, aber er schien direkt Deveraux anzusehen. Als er ins Handy sprach, erklang seine Stimme kristallklar im Überwachungsraum. »Fran, die Sichtung von Watts und dem Jungen ist bestätigt. Ich möchte, dass Sie und Mick zu den beiden anderen stoßen. Planen Sie alles und erledigen Sie sowohl Watts als auch den Jungen. Aber seien Sie vorsichtig – wir können uns in einem anderen Land kein Durcheinander leisten.«

»Genau das, was ich befürchtet habe«, sagte Deveraux mehr zu sich selbst.

Fincham beendete das Gespräch, nahm die Fernbedienung vom Schreibtisch und erhöhte die Lautstärke eines Plasmafernsehers.

Deveraux sah zum Monitor über der Küchentür. Ihr und Fincham bot sich das gleiche Bild dar: Der Premierminister stand am Rednerpult, um Fragen über den Bombenanschlag im Parlament zu beantworten.

Doch noch bevor der Premierminister mehr als die ersten Worte gesprochen hatte, drehte Locke die Lautstärke des Lautsprecher herunter und deutete auf den Hausmonitor. Ein Mann näherte sich der Tür. »Er ist da.«

Deveraux stand auf, als sie hörte, wie sich die Eingangstür öffnete, schloss und wieder verriegelte. Ein kleiner grauhaariger, gut sechzig Jahre alter Mann kam ins Zimmer. Trotz des warmen Frühlingswetters war sein Mantel bis zum Hals zugeknöpft.

Sein Name war Dudley. Das war sein Nachname, aber er gehörte schon so lange zum Geheimdienst, dass es ebenso gut sein Vorname sein konnte. Für die meisten Mitarbeiter des MI5 war er »Sir«. Gleichgestellte und Vorgesetzte – davon gab es nur wenige – nannten ihn schlicht Dudley.

»Guten Tag, Sir«, sagte Deveraux.

»Guten Tag, Marcie. Ich habe nicht viel Zeit.«

Deveraux nickte; sie war daran gewöhnt, knapp und präzise Bericht zu erstatten. »Fincham hat Watts und den Jungen in Spanien lokalisiert. Er will beide umbringen lassen.«

Dudley überlegte kurz und blickte dann auf den Fernsehschirm rechts von ihm. »Es läuft ja nicht gerade so, wie Sie es geplant haben, Marcie.«

»Nein, Sir. Ich habe ihre Bewegungen überwacht und wollte sie zur passenden Zeit zurückholen, wenn wir mehr in der Hand haben und Watts nützlich sein könnte.«

»Können Sie jetzt etwas unternehmen?«

Deveraux schüttelte den Kopf. »Nach ihrer Flucht hat Fincham dafür gesorgt, dass ich nicht mehr direkt an diesem Fall beteiligt bin – bei ihrer ersten Lokalisierung habe ich mich zu sehr dafür eingesetzt, sie am Leben zu lassen. Wenn ich jetzt eingreife, gefährde ich mich selbst.«

Dudley zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Dann sind Watts und der Junge für uns verloren, Marcie.« Sein Blick galt noch immer dem Fernsehschirm.

»Es bleibt die Frage, wer sonst noch von Watts' K-Einsatz wusste, als Fincham ihn auffliegen ließ, Sir. Da wäre natürlich

Watts' befehlshabender Offizier vom SAS, Colonel Meacher, aber wie Sie wissen ...«

»Fincham hat ihn letztes Jahr eliminiert«, sagte Dudley, wandte sich vom Fernseher ab und sah Deveraux an. »Vielleicht müssen wir die Antwort woanders suchen. Konzentrieren Sie sich darauf, das Geld sicherzustellen. Und jetzt muss ich gehen.« Er nickte in Richtung des Fernsehschirms. »Der Premierminister möchte über den Bombenanschlag auf den neuesten Stand gebracht werden, sobald er das Unterhaus verlässt. Es ist bereits zu antimuslimischen Demonstrationen vor Moscheen gekommen. Das Land hat Angst, Marcie, und dadurch kriegt es auch die Regierung mit der Angst zu tun.«